

# LEBENS LINIEN III

---

Wilhelm Strübing

## Erinnerungen an mein Berufsleben

Wilhelm Strübing studierte in den 1960er Jahren Mathematik und Physik an der Wilhelm-von-Humboldt-Universität Berlin und schloss das Studium 1969 als Diplomlehrer für Mathematik und Physik ab. Von 1969 an war er an der Betriebsberufsschule des VEB Schiffselektronik Rostock als Lehrer tätig, ab 1989 unterrichtete er dann an der Beruflichen Schule der Hansestadt Rostock die Fächer Elektrotechnik und Elektronik. Seine berufliche Tätigkeit endete im Jahr 2008.

Ebenso wie Hermann, mein Großvater, ging auch ich nicht gerne zur Grundschule. Ich war gerade sechs Jahre alt und verspielt, als ich in einem ehemaligen Kloster die ersten beiden Klassen besuchte. Der Klassenraum war eng und roch muffig. Draußen, außerhalb der Schule, da war das Leben. Die Ruinen, in denen man so spannende Dinge erleben konnte. Da war der breite Fluss, in dem man im Sommer baden konnte und im Winter auf den Schollen fuhr. Die Bänke in der Schule waren hart und der Unterricht langweilig.

Ordnung und Disziplin waren immer noch die wichtigsten Tugenden. Und dann am Ende der zweiten Klasse geschah die Katastrophe. Besonders im Rechnen war ich zu schlecht - ich blieb sitzen. Damals war Sitzenbleiben eine Schande. Mein Vater hatte also Recht, wenn er bei jeder Gelegenheit feststellte, dass ich doch kein „lütter Döskopp“ sei. Mutter versuchte mich zu trösten und gab die Hoffnung nicht auf. Auf der Straße riefen die Spielgefährten und Mitschüler „Sitzenbleiber, Sitzenbleiber“ hinter mir her. Ich ging nur noch selten raus und blieb lieber für mich.

Ich war schon bei unseren Spielen nie der Anführer gewesen, aber nun war ich doch sehr alleine. Ich begann ein Einzelgänger zu werden und bin es in mancher Beziehung bis jetzt geblieben. Ich war damals dünn und hatte rote Haare. „Rotfuchs“ und „Sitzenbleiber“- da muss man erst mal durch. Ich kam durch. Als die Jungs gar nicht aufhören wollten über mich herzuziehen, schlug ich zu. Auch ich habe einiges eingefangen, aber es sprach sich rum, dass der Rotfuchs sich wehrt. Das wurde respektiert. Man ließ mich in Ruhe. Ich werde heute noch wütend, wenn Menschen, die irgendwelche Besonderheiten haben, gehänselt werden. Heute nennt man das wohl „Mobbing“.

Ich war sicher ein pflegeleichter Schüler. Meine große Schwester und ich wurden von unserem Vater streng und autoritär erzogen. Widersprüche wurden nicht geduldet. Unsere gütige und sanftmütige kleine „Muttel“ versuchte, so gut es ging gegenzusteuern. Für mich traf damals zu: „Früher, da ich unerfahrener und bescheidener war als heute, hatten meine höchste Achtung andere Leute...“ (Wilhelm Busch)

In den oberen Klassen der Grundschule ging es dann besser. Sogar Rechnen habe ich gelernt. Nur Russisch wollte nicht in meinen Kopf.

Erst beim Klassentreffen, zweiundvierzig Jahre nach der Grundschule, erkannte ich, dass mich die Mitschülerinnen und Mitschüler durchaus wahrgenommen hatten. Bei diesem Treffen wollte ich einer Mitschülerin, Maria, endlich sagen, wie sehr ich sie damals bewundert habe, ja geradezu geschwärmt habe für sie. Maria war die klügste unserer Klasse, aber keine Streberin. Sie hatte lange braune Zöpfe und war immer ausgeglichen und freundlich. Natürlich habe ich damals nicht gewagt, sie auch nur anzusprechen. Leider ist sie, so wie schon mancher unseres Jahrgangs, vor einiger Zeit gestorben. Man sollte nicht zu lange warten, das zu sagen, was man sagen möchte. Viel zu früh ist es zu spät.

Aber dann war es endlich geschafft und die Grundschule, die damals bis zur 8. Klasse dauerte, ging zu Ende. Dachte ich. Na ja, das bisschen Berufsschule würde ich auch noch schaffen. Erst dort merkte ich, dass Mathematik mehr als rechnen ist. Wir waren eine Klasse, die zur einen Hälfte aus 10.-Klasse-Schülern, zur anderen aus 8.-Klasse-Schülern bestand. Die „Großen“ haben uns „Kleinen“ sehr geholfen. Moppel und der Recke Kurt gaben uns sogar Nachhilfeunterricht.

Damals war es, dass ich durch unseren Sportlehrer Dieter Weise zur Leichtathletik kam. Und damit nahm mein Leben eine grundlegend andere Richtung. Bisher war klar: Beruf erlernen und dann den Rest des Lebens in selbigem treu und redlich seine Pflicht erfüllen. Jetzt waren da im Sportverein Studenten, die meinten, ich könne doch mein Abitur nachholen und studieren. Studieren – das war für mich so weit weg, wie Wasser vom Mond. Aber man hat ja wohl Eis auf dem Mond gefunden. Inzwischen war mein Selbstbewusstsein soweit gediehen, dass ich nach der Lehre alles hinwarf und zur Arbeiter- und Bauern-Fakultät (ABF) ging. Mein Herr Vater war überzeugt, dass ich es nie schaffen werde und versprach mir ein Motorrad, falls es doch gelänge. Meine Mutter und meine große Schwester stärkten mir den Rücken. Ich zog ins Studentenwohnheim und bekam ein Stipendium, von dem ich bescheiden leben konnte. Mutter half wo sie konnte.

Die ersten beiden Jahre war ich noch in Rostock, dann wurde die dortige ABF geschlossen. Der letzte Jahrgang dieser sehr guten Ausbildungsmöglichkeit wurde in Halle zusammengefasst. Dort bestand ich die Abiturprüfung. In Russisch war ich unbrauchbar, dafür in Mathe und Physik umso besser. In diesen Fächern konnte ich jetzt anderen helfen. Und damit entstand ein neuer Berufswunsch. Nicht mehr Ingenieur schwebte mir vor, sondern ich begann ernsthaft daran zu denken, Lehrer zu werden. Keiner riet mir ab. Ein Motorrad habe ich natürlich nicht bekommen.

Als ich von 1964 bis 1969 an der altherwürdigen Wilhelm-von-Humboldt-Universität zu Berlin immatrikuliert war, wurde die Mathematik von den Schröd/ters beherrscht. Die Professoren Kurt Schröder, Karl Schröter und Alfred Schroeter waren führende Mathematiker der jetzt verschwundenen kleinen Republik.

Kurt Schröder war ein untersetzter, sehr freundlicher Herr mit wirrem weißem Haar, den man nie zuerst grüßen konnte. Selbst wenn man ihm auf der Straße begegnete, zog er schon von weitem seinen Hut, und dies obwohl er immer in Eile war und von einem Termin zum anderen hetzte. Er war damals der Rektor der Universität, Vorsitzender der Mathematischen Gesellschaft der DDR und Mitglied der Akademie der Wissenschaften. Wir hörten bei ihm Vorlesungen zur Differential- und Integralrechnung, die er oft recht zerstreut vortrug. Wenn er wieder einmal den Faden verloren hatte, bat er höflich um Geduld, ging, das Kinn grübelnd in einer Hand vergraben, auf dem Podium hin und her, probierte ab und zu etwas an der Tafel. Wenn er dann die Lösung gefunden hatte (und er fand immer die Lösung!), bat er wieder freundlich um Aufmerksamkeit. Unsere Prüfungen bei Professor Schröder sollten Einzelprüfungen von etwa 20 Minuten Länge sein. Er hatte aber wie üblich wenig Zeit und kam etwa zwei Stunden zu spät. Seine Sekretärin kam wiederholt zu uns

wartenden Prüflinge mit der Bitte, nicht weg zu gehen, der Herr Professor werde jeden Augenblick kommen. Als er dann wirklich kam, schirmte sie ihn erst mal ab, versorgte ihn mit Kaffee und dann durfte er beginnen. Um die Zeit aufzuholen, machte er dann Gruppenprüfungen mit vier Prüflingen von etwa zehn Minuten Dauer. Als wir später die Zensuren verglichen, stellten wir erstaunt fest, dass der alte Fuchs uns alle richtig erkannt hatte.

Professor Karl Schröter war im Gegensatz zu Kurt Schröder groß, massig und hatte den hindenburgschen Stoppelhaarschnitt. Sein Gesicht „zierte“ ein aus seiner Studentenzeit stammender Schmiss. Er war ein weltweit anerkannter Mathematiker und hatte auf dem Gebiet der Logik einige neue Sätze entwickelt. Bei ihm hörten wir mehrere Semester Algebra. Er blieb niemals stecken. Eineinhalb Stunden schrieb er mit einer fürchterlich kleinen, kaum leserlichen Schrift die Tafel voll. In unserer ersten Vorlesung bei ihm wischte keiner, nachdem er alles vollgeschrieben hatte, die Tafel ab. Er schaute nur kurz in die Runde, sagte: „Na dann nicht“ und schrieb mit roter Kreide weiter über den alten Text. Nun war gar nichts mehr zu lesen. Dies brauchte er nur einmal zu machen. Es fand sich immer ein Assistent, der rechtzeitig die Tafel reinigte.

Wenn man bei Professor Karl Schröter die Prüfung bestanden hatte, war das Studium so gut wie geschafft. An meine Prüfung kann ich mich noch gut erinnern: Der große Professor lag abseits in seinem Sessel, die Hände über dem gewaltigen Bauch verschränkt und würdigte den kleinen Prüfling keines Blickes. Die Examinierung begann, indem er durch eine lässige Handbewegung seinen Assistenten, der ebenso viel Angst hatte wie ich, aufforderte, Fragen zu stellen. Von da ab schlossen sich seine Augen. War eine Antwort nicht exakt, so öffnete sich ein Auge kurz, um den Assistenten scharf anzusehen. Merke: Beurteile Menschen nicht nach ihren wissenschaftlichen Leistungen - aber auch nicht nach ihrem Verhalten in Prüfungen (siehe später).

Professor Alfred Schroeter war mittelgroß, hager und von Krankheiten gezeichnet. Er war jahrelang als politischer Häftling in einem KZ gewesen. Bei ihm hörten wir Vorlesungen über darstellende Geometrie. Er glänzte durch gedankliche Klarheit und ein exaktes Tafelbild. Seine Konstruktionen waren Kunstwerke und wir bedauerten stets, dass sie abgelöscht wurden. Vielleicht ist durch ihn bei mir der Wunsch entstanden, meine Diplomarbeit in der darstellenden Geometrie zu schreiben. Als ich meinen eigenartigen Wunsch erstmals äußerte, musste erst geprüft werden, ob dies überhaupt möglich ist, denn bis dahin hatte noch keiner eine Arbeit auf diesem Gebiet geschrieben. Professor A. Schroeter war leider schon gestorben. Ein Dozent fand sich dann bereit, mich zu betreuen. Als Aufgabenstellung sagte er nur, ich solle mir etwas zur darstellenden Geometrie des vierdimensionalen Raumes aussuchen. Da ich noch nie etwas davon gehört hatte, muss ich wohl etwas dumm aus der Wäsche geschaut haben, aber er tröstete mich damit, dass er auch keine Ahnung davon habe und ich ja deshalb darüber schreiben solle. Ich möge mal in der Zeitschrift „Annalen der Mathematik“ nachsehen, dort werde ich schon etwas finden. Ich begann zu suchen. Nach etwa einer Woche fand ich einen ersten Hinweis mit einer Literaturangabe - der Anfang des Fadens war gefunden! Und ein Jahr später war die Arbeit fertig.

Im Studium mussten wir Lehrerstudenten auch ein Praktikum in einem Ferienlager absolvieren. Ich betreute Schüler der 8. Klasse. Kann ja nicht so schwer sein, dachte ich mir – und habe danach nie wieder etwas Ähnliches gemacht. Nur eine Geschichte aus dieser Zeit: Ich war mit meinen etwa 15 bis 20 Burschen auf einer längeren Tageswanderung. Wir befanden uns in einem ausgedehnten Waldgebiet. Gerade hatte ich einen meiner Schützlinge, der sofort zu seiner Mutter wollte (es waren ja nur etwa 100 km), wieder eingefangen, als ich fürchterliches Gekreische aus der Richtung hörte, in der ich die Gruppe vermutete. Sie hatte eine wilde Mülldeponie entdeckt und war dabei, sich mit allem möglichen Gerümpel zu bewerfen. Da flogen nicht nur Lumpen sondern auch Flaschen und Gläser. Es kam wie es kommen musste. Plötzlich schrie einer auf. Schnell hin. Da stand er. Der

Kopf war voller Blut, es floss ihm über das Gesicht den Hals herunter. Was tun? Wie die Blutung stillen? Ich wollte gerade die Wunde freilegen, um festzustellen, wie groß sie ist, als ich merkte, dass das „Blut“ doch etwas eigenartig roch. Die anderen Knaben hatten sich inzwischen von ihrem Schrecken erholt und fingen an zu lachen. Und dann sah auch ich die Bescherung. Der „Verwundete“ hatte ein Glas werfen wollen. Beim Ausholen ging der Deckel ab und das ganze flüssige rote Bohnerwachs ergoss sich über seinen Schädel. Sonst war zum Glück nichts geschehen.

Im großen Praktikum, das ich an einer Berliner Schule machte, habe ich die eine Ohrfeige ausgeteilt, die nach Makarenko jeder Lehrer frei hat. Mein Kontingent hatte ich also schon sehr frühzeitig aufgebraucht. Bis jetzt bin ich nicht wieder in die Verlegenheit gekommen, mich soweit hinreißen zu lassen. Warum also damals?

Ich unterrichtete in einer 9. Klasse Mathematik. Einen Mentor hatte ich noch nicht, denn die Frau, die mich betreuen sollte, hatte gerade gekündigt. Dies ging eigentlich nicht – aber sie kam nicht mehr und damit aus. Bei der Klasse, die ich dadurch übernehmen musste, war ihre Reaktion kein Wunder. Die guten Schüler waren schon auf die Erweiterte Oberschule gewechselt, denn damals wurde schon nach der 8. Klasse getrennt. Als ich das erste Mal in der Klasse hospitierte, gingen die Schülerinnen und Schüler über Tische und Bänke, ohne sich um den Unterricht und schon gar nicht um den jungen Studenten dort in der letzten Reihe zu kümmern. Nur etwa sieben bis acht setzten sich in die erste Reihe und passten auf. Und in dieser Klasse wollte ich nun zeigen, was ich konnte. Ich versuchte, die Mathematik mit Beispielen interessant zu machen, ich lobte und schimpfte. Manchmal ging es zehn, zwanzig Minuten gut, dann brach das Chaos wieder los. Sie sprangen jetzt zwar nicht mehr herum, aber mitgearbeitet wurde nicht. Langsam merkte ich warum. Die meisten Jungen und Mädchen wussten gar nicht, wovon ich redete. Die Mehrzahl konnte einfach nicht rechnen. Sie hatten bei den natürlichen Zahlen aufgehört mitzudenken. Aufgaben wie 13 bis 17 waren für sie n. l. (nicht lösbar). Da stand ich nun mit meiner Universitätsausbildung und meinem „Talent“. Wie man in der Klasse neun Grundrechenarten vermittelt, hatte uns keiner gesagt. Die erste Klassenarbeit ging folglich glatt in die Hose. Fast nur Fünfen, selten eine Vier. Der Protest der Eltern war gewaltig. Der Direktor setzte sofort einen Elternabend an, auf dem ich Rede und Antwort stehen sollte. Er selber kam nicht. Ich hatte vom Lehrerdasein die Nase voll und dabei war ich noch gar keiner. Inzwischen hatte ich aber einen erfahrenen Mentor an meiner Seite, der die Sache wieder geradebog. Zum Elternabend präparierten wir die Tafel. Wir schrieben die Aufgaben der Arbeit, um die es ging, an und klappten die Tafel zu. Der Abend begann mit Vorwürfen und Beschimpfungen. Auch mein Mentor bekam sein Fett ab: „Wie können Sie einen unerfahrenen Studenten unsere Kinder unterrichten lassen. Sie sehen doch, dass dabei nichts herauskommt.“ Mein Mentor blieb ruhig und hörte nur zu. Mir ging es gar nicht gut. Er meinte nur leise: „Lass sie sich austoben.“ Als wir dann vehement aufgefordert wurden, endlich Stellung zu nehmen, schlug mein Mentor die Tafel auf und sagte: „Darüber reden wir.“ Die Arbeit bestand fast nur aus solchen Aufgaben, wie der oben genannten. Nun war zunächst Ruhe im Raum. Offensichtlich hatten die Eltern die Arbeit vorher gar nicht gesehen. Dann fasste ein Vater sich ein Herz und sagte: „Wir ham nu jesehn, dat unse Kinder nix könn, wa. Wat machen wa nu, wa?“ Damit begann für mich eine anstrengende Arbeit. Ich war erleichtert, dass alles so gut gelaufen war - und hatte mich natürlich bereit erklärt, mit den Schülern ergänzend zum Unterricht rechnen zu üben.

Aber nun zur Ohrfeige. Der Unterricht lief nach dem Elternabend besser. Einerseits, weil ich nicht mehr auf meinem hohen Ross saß und andererseits, weil die Schüler von zu Hause Dampf bekamen. Trotzdem gab es ab und an noch Ärger. So wollte ein Bursche, der auch noch in der ersten Reihe saß, einmal einfach nicht aufhören, seine Nachbarin mit einem Lineal zu traktieren. Ich hatte ihn wohl schon zehnmal aufgefordert, damit aufzuhören - er machte weiter. Als er es wieder tat und ich unmittelbar vor ihm stand, da hatte er seine Ohrfeige weg. Für den Rest der Stunde war

Ruhe in der Klasse, nur der Knabe heulte vor sich hin. Wohl mehr aus Wut über die Demütigung als vor Schmerz. Und auch mir tat er natürlich bald leid, aber da mussten wir nun durch. Am Ende der Stunde schnappte ich mir den Jungen und ging mit ihm zum Direktor. Der mag auch gedacht haben: „Der schon wieder.“ Ich sagte zu ihm: „Den Schüler habe ich geschlagen.“ Er meinte nur, ich solle das mal seinen Eltern erklären. Ich also noch am selben Abend mit bangem Herzen hin. Mutter und Vater wussten noch nichts von der Geschichte. Ich betonte, dass es natürlich pädagogisch völlig falsch war, was ich getan hatte und dass ich mich dafür bei ihrem Sohn und ihnen entschuldigen möchte. Der Vater fragte nur seinen Sohn, ob er getan hatte, was da gesagt worden war. Er bejahte - und schon hatte er noch eine Ohrfeige weg.

Von da an kam ich mit dem Schüler recht gut aus. Wir wurden zwar keine Freunde, aber er akzeptierte mich wenigstens. Im Kollegium war die Geschichte natürlich schnell rum und ich bekam „gute Ratschläge“ von einigen Kolleginnen und Kollegen. „Man schlägt nicht“, sagte beispielsweise eine erfahrene Kollegin: „Ich trage Hackenschuhe mit möglichst spitzem Absatz und damit trete ich dem Schüler ‚versehentlich‘ auf den Fuß und entschuldige mich natürlich gleich.“ Ein Kollege gab mir den Rat, mit einem solchen Schüler auf den Flur zu gehen. Wenn dieser dann leer sei, rufe man laut: „Was - Du greifst mich an?“ und dann gäbe es eine Ohrfeige. Diese „Ratschläge“ waren sicher nicht ganz ernst gemeint. Andere Hinweise waren sehr nützlich. So lernte ich dadurch, dass man nie mit Schülerinnen und Schülern alleine spricht. Es sollte immer ein Kollege in Sichtweite sein.

Seit diesem Praktikum habe ich große Achtung vor der Arbeit der Unterstufenlehrer. Es ist schon erstaunlich, was sie leisten. Ich kann das nicht. Das habe ich damals erfahren. Ich sollte einmal zwei Stunden in einer zweiten Klasse eine erkrankte Kollegin im Fach Mathe vertreten. „Zweite Klasse mache ich mit links“, dachte ich mir und ging frisch ans Werk. Etwa zwanzig Minuten ging alles gut, doch dann wurde es den Kleinen zu langweilig und sie wurden unruhig. Schließlich beging ich noch den Fehler, einen Schüler mit dem Namen seines augenblicklichen Erzfeindes anzusprechen. Kurz und schlecht: die lieben Kleinen gingen zum Schluss über Tisch und Bänke und ich war schweißgebadet und machtlos.

Mein Studium beinhaltete Unterricht in einer einzigen Fremdsprache, die mir leider wirklich immer fremd geblieben ist: Russisch. Auch hier mussten wir eine Prüfung ablegen. Diese bestand aus einem schriftlichen und einem mündlichen Teil. Im ersten Teil mussten wir eine Seite aus der Russischen Enzyklopädie übersetzen. Kein Problem, denn dergleichen kann man trainieren. Im zweiten, mündlichen Teil, der einige Tage später folgte, musste dann unter anderem ein auf Russisch gesprochener Text auf Deutsch nacherzählt werden. Es war schlimm. Ich hatte keinen blassen Schimmer, was der wirklich wohlwollende Prüfer gesagt hatte. Es war und ist die einzige Prüfung geblieben, die ich nicht bestand. In der mündlichen Wiederholungsprüfung verstand ich im russischen Text nur etwas von „Atom“, „Thomson“, Rutherford“ und „Bohr“ und vermutete also, dass der Mann über die Entwicklung des Atommodells spricht. Und diese Geschichte habe ich der hohen Kommission dann erzählt. Sie schauten etwas verwirrt und der Vorsitzende meinte nach einigem Zögern: „Etwas frei übersetzt.“ Der Beisitzer ergänzte: „Etwas sehr frei übersetzt.“ Aber die Prüfung ging weiter. Nun hatte ich über ein Thema auf Russisch zu sprechen. Die Kommission war gnädig. Ich sollte meinen Lebenslauf erzählen. Das war wohl der einzige Text, den ich wirklich einwandfrei konnte. Ich liierte die Geschichte runter. Zum Glück kam ich nicht ins Stocken, sonst hätte ich noch mal von vorne anfangen müssen. Nicht nur ich war erleichtert, auch die Prüfungskommission. Der Vorsitzende entließ mich mit den Worten: „Gehen Sie, es laufen Schlimmere herum als Sie.“

Schon im ersten Studienjahr standen Vorlesungen und ein Seminar zur Geschichte der Arbeiterklasse auf dem Stundenplan, eine mündliche Prüfung bildete den Abschluss. Kommilitonen aus höheren Studienjahren gaben mir den Rat, bei der Prüfung zu erwähnen, dass ich mein Abitur auf der ABF gemacht habe. Dann ginge alles seinen Gang, da der Prüfer auch ein ABFler ist. Und so kam es. Ich erwähnte bei der Beantwortung der ersten Frage, dass ich bereits einen Berufsabschluss hätte, worauf umgehend die Frage kam, wo ich denn das Abitur gemacht hätte. Und das war es dann. Der gute Mann war auch auf der ABF in Rostock und duzte mich fortan. Wir tauschten nur noch Erfahrungen und Erlebnisse aus. Nach etwa zwanzig Minuten einigten wir uns auf eine Note.

Ebenfalls zum Studium gehörten die unheimlich wichtigen und unvermeidlichen pädagogischen Fächer, so etwa zum Thema „Geschichte der Pädagogik“. Aus diesen Vorlesungen und Seminaren habe ich nur einen Grundsatz behalten: „Erziehung, das ist Vorbild und Liebe – sonst nichts.“ Der Satz gibt sinngemäß eine Aussage von Friedrich W. A. Fröbel wieder, die dann Einstein etwas drastischer formulierte: „Es gibt keine andere vernünftige Erziehung, als Vorbild sein. Wenn's sein muss ein abschreckendes.“

Ein solches lernten wir in einem Assistenten kennen, bei dem wir die Pädagogik-Vorlesung begleitenden Seminare hatten. Für diese waren häufig schriftliche Ausarbeitungen zu verfassen, die er dann mit positiv oder negativ bewertete. Er war ein strenger junger Mann, ehrgeizig und noch etwas gehemmt. Meistens waren seine Bewertungen natürlich positiv, allerdings schrieb er ständig „positiv“ unter die Arbeiten, was wir dann amüsiert zu seinem Spitznamen machten. Ansonsten war uns die Sache nicht besonders wichtig, wir werteten dies als netten menschlichen Zug des eher kühlen Pädagogen. Irgendwann zum Ende des Semesters, nach etlichen „positiver“ Arbeiten, entschlossen wir uns dann doch, ihn auf den Lapsus hinzuweisen. Nun wurde es peinlich: Er gab unsere Gruppe sofort an einen anderen Kollegen ab, prüfte uns aber zum Schluss und zeigte uns dort, dass wir es seien, die keine Ahnung haben. Die meisten aus unserer Gruppe fielen durch die Prüfung. Wir beschwerten uns beim Institutsleiter, genug „positive“ Beweise hatten wir ja. Mit Erfolg: die Prüfung wurde annulliert und neu angesetzt. Nun fiel sie wesentlich besser aus. Damit war die Sache aus der Welt, allerdings habe ich später noch öfter überlegen müssen: heißt es nun „positiv“ oder „positiv“. Merke: Gerade als Lehrer muss man seine Fehler eingestehen und über seine Schwächen lachen können.

Wie damals üblich, waren wir Studenten häufig im Ernteeinsatz – beispielsweise am Beginn der Wintersemester. Wo wir überall waren, kann ich heute nicht mehr genau sagen, aber es gab hier zwei Einsätze, die mir nachhaltig in Erinnerung blieben. Der eine war in Palingen, einem Ort direkt vor den Toren von Lübeck. Dort waren gerade wieder einige Bauern aus dem Grenzgebiet zwangsumgesiedelt worden und wir wurden dringend gebraucht. Es war ein schöner sonniger September und wir wurden im Dorf freundlich aufgenommen. Wir sollten drei Wochen bleiben. Als wir kamen stand das Getreide teilweise noch auf dem Halm. Als wir sechs Wochen später gingen, waren die Kartoffeln geerntet und es ging mit den Rüben los. Durch die Verlängerung waren alle unsere Sachen verschlissen und wir sahen aus wie die Strauchdiebe. Die Leute aus dem Dorf halfen uns zwar, beispielsweise indem sie unsere Wäsche wuschen, aber wir kamen ja aus dem Grenzgebiet nicht raus – und auch keiner zu uns herein. Trotzdem fühlte sich dieser Einsatz sinnvoll an und wir bewältigten ihn mit Elan und frohem Mut. Der zweite mir unvergessene Ernteeinsatz fand in Steinmocker bei Grimmen statt. Dieses Dorf lag weit ab von jeder Bahn und Busverbindung, nur eine einfache Landstraße führte dort hin. Wir waren notdürftig in einem alten, leerstehenden Gutshof untergebracht. In einem großen Raum waren rechts und links, in etwa zwei Meter Abstand von den Wänden, Bretter hochkant aufgestellt. Zwischen Brett und Wand war Stroh geschüttet und darauf Decken gelegt worden. Das waren unsere „Betten“. Unser „Kleiderschrank“ war ein Nagel in der Wand. So „wohnten“ wir eigentlich nicht nur hier, sondern auch in Palingen und anderen

Dörfern, es war also noch nichts Besonderes. Beschwerlich wurde es dadurch, dass wir als Waschelegenheit nur eine Pumpe auf dem Hof hatten. Außerdem war das Essen miserabel. Natürlich versuchten wir, Verbesserungen zu erreichen. Wir sprachen mit der Leitung des Staatsgutes, aber leider ohne Erfolg. Für diese waren wir nur verwöhnte, arrogante Studenten aus Berlin – wohl keine ganz unberechtigte Einschätzung. Selbst mit der FDJ-Leitung der Uni versuchten wir zu reden. Diese wollte zwar jeden Tag telefonische Erfolgsmeldungen von uns haben, aber als wir mit Beschwerden kamen, hatte man dort kein Ohr für uns. Natürlich haben wir gemeckert und in der Kneipe, dem einzigen Ort, in dem wir Kontakt zu den Dorfleuten hatten, groß auf die Pauke gehauen. Wir haben sogar mit Arbeitsverweigerung gedroht, wenn es nicht besser würde. Dort in der Kneipe sangen wir auch. Aber was kannten wir schon für Lieder? Wir sangen zum Beispiel „In einem Polenstädtchen...“ und ein Lied aus der Revolutionszeit mit dem Titel „Hoch die Hohenzollern...“. Dieses Lied wurde uns dann zum Verhängnis. Die Bauern hatten nur diesen Teil des Liedes gehört und nicht wie es weiterging: „... am Laternenpfahl.“ Als wir dann noch eines Mittags unser Essen demonstrativ wegschütteten, weil darin Maden schwammen, war das Maß voll: Wir wurden angezeigt und die Staatssicherheit kam mit großem Aufgebot ins Dorf. Wir wurden bis spät in die Nacht einzeln verhört, dann zogen sie wieder ab. Von nun an stand jeden Abend, wenn wir vom Feld kamen, mindestens ein Wagen vor unserem Gutshaus und nahm mehrere von uns mit. Zur Arbeit am nächsten Morgen wurden sie rechtzeitig zurückgebracht – eine ganze Woche lang ging das so. Mir war bis zu diesem Zeitpunkt gar nicht bewusst gewesen, dass das Lied von den Mädchen aus dem Polenstädtchen in der DDR verboten war. Zu unserem Pech gab es just zu dieser Zeit in Berlin einige Krawalle von Jugendlichen und so glaubten die Staatsschützer wohl, dass es da Zusammenhänge gäbe. Unser einziges Kofferradio wurde auseinandergenommen: man wollte herausfinden, ob das ein Funkgerät sei. Nein, die ganze Angelegenheit war nicht lustig. Die uns verhörenden Herren waren junge, unnahbare Leute mit finsternen, ausdruckslosen Gesichtern. Jeder Satz, jedes Wort wurde erst einmal negativ ausgelegt. Sie drohten und versuchten uns zu erpressen. Bei einem hat es anscheinend funktioniert, denn die Unnahbaren kannten später auch Inhalte von Gesprächen, die nur unter uns geführt wurden. Wer solche Verhöre selbst einmal erlebt hat, soll mir nicht erzählen, dass er sie vergessen hat.

Nach dem Ernteeinsatz hatte die Geschichte noch ein Nachspiel an unserer Universität in Berlin: Wir bekamen alle ein Disziplinarverfahren und mussten, wieder einzeln, vor einer Kommission erscheinen. Nicht alle kamen glimpflich davon. Vier von uns wurden von der Uni verwiesen, einer auf Lebenszeit und die anderen für ein Jahr. Ich erhielt einen strengen Verweis mit Androhung der Exmatrikulation. Dies war eigentlich erstaunlich, da ich als Seminarsekretär einer der beiden beteiligten Gruppen mitverantwortlich für das eines sozialistischen Studenten unwürdige Verhalten gemacht wurde. Viel später habe ich von dem Studentenvertreter in der Disziplinarkommission im Vertrauen erfahren, dass auch ich für ein Jahr die Uni verlassen sollte, aber einer der Kommissionsmitglieder dagegen stimmte. Da die Beschlüsse einstimmig gefasst werden mussten, bestanden die anderen Mitglieder nicht auf ihrer Meinung. Und auch die FDJ, der wir ja alle angehörten, hängte uns ein Verfahren an, das im Vergleich zum ersten aber harmlos war. Mit den Jungs von der FDJ haben wir uns richtig schön gestritten. Wir wurden zur Höchststrafe verurteilt, aber nicht rausgeworfen – eigenartig. Den Abschluss des Verfahrens bildete eine Vollversammlung der Mathematisch-Naturwissenschaftlichen Fakultät im Auditorium Maximum. Noch einmal wurden uns die Leviten gelesen und wir mussten Reue zeigen. Unbeteiligte Seminargruppen, die FDJ- und die Parteileitung verurteilten und beschimpften uns. Als wir schon hofften, dass es nun endlich vorbei sei, meldete sich auch noch unser Professor Karl Schröter zu Wort. Seine Rede war kurz. Er missbilligte unser Verhalten, beendete aber seine Ausführungen zu unser aller Überraschung mit den Worten: „Es gilt immer noch: Wer in der Jugend nicht rebelliert, hat kein Herz. Und wer im Alter nicht konservativ wird, hat keinen Verstand.“

Ich habe lange überlegt, ob es Sinn hat, diese Geschichte mit den Staatsschützern aufzuschreiben. Ich möchte auf keinen Fall den Eindruck erwecken, dass ich mich als Opfer sehe. Das bin ich nicht, ich verdanke der DDR sehr viel. Ohne sie hätte ich nie das Abitur gemacht und nie studiert. Ich habe acht Jahre lang ein Stipendium erhalten und konnte, von der geschilderten Geschichte abgesehen, fast ohne Sorgen studieren. Das insgesamt in unserer kleinen Republik einiges schief gelaufen ist und es letztendlich zum Umbruch kam, haben wir alle ja erlebt und mitgestaltet. Leider gingen 1989 auch etliche gute Dinge über Bord. Ich bedaure, dass wir es nach der Wende nicht wenigstens versucht haben, alleine unsere Verhältnisse zu ordnen. Ohne die Hilfe der „Wessis“ aus Ost und West.

Obwohl ich während des ganzen Studiums, wie schon gesagt, ein Stipendium bekam, wurde in den Semesterferien natürlich gearbeitet. Während meiner ABF-Zeit war ich mit einigen Freunden zweimal in Dresden, wo wir, jung und sorglos, unser schwer verdientes Geld natürlich gleich wieder ausgaben: mindestens zweimal in der Woche tanzen gehen, kostete eben was. In Berlin arbeitete ich im EAW Treptow. Dort gehörte ich einer ganz normalen Brigade an und musste die Norm schaffen. Ich lernte wieder, was es heißt, fast neun Stunden am Tag schwere körperliche Arbeit zu leisten. Und das Tag für Tag und Woche für Woche. Ich war froh, als das Semester wieder begann.

Für eine kurze Zeit habe ich neben meinem Studium auch als Komparsen gearbeitet – und das gleich in der Staatsoper. Ich stand im „Lohengrin“ auf der Bühne und als Soldat im „Rigoletto“. Viel Geld gab es nicht, ich glaube sechs Mark pro Abend. Aber das Erlebnis Theater, zumal als Mitwirkender, beeindruckte mich sehr. Meinen ersten Auftritt hatte ich in Wagners „Lohengrin“. Die Oper lief schon eine Ewigkeit und entsprechend lustlos wurde das Stück „heruntergespielt“. Nur wenn Prominente im Saal waren, strengte man sich noch an. Ich war im ersten Akt als Verstärkung im Chor eingesetzt, durfte aber nicht mitsingen. Man stellte mich in eine Gruppe von Damen mittleren Alters, verbunden mit der Einweisung: „Mach mit, was die anderen machen.“ Also stand ich die meiste Zeit nur heroisch herum und hob entschlossen und drohend mein Schwert. Die Damen aber machten ihre Späße mit dem Neuling. Sie kniffen und kitzelten mich. So ging das den ganzen ersten Akt lang, der ungefähr eine Stunde dauerte. Danach trat ich im dritten Akt noch einmal kurz als Begleiter von Lohengrin auf, ehe ich dann mein dickes Gewand und mein Holzsword ablegen und mich abschminken durfte.

Irgendwann war das Studium vorbei und das „wirkliche Leben“ als Lehrer begann. Ich war froh, wieder an meine alte Berufsschule zu kommen. Wir waren nur eine kleine Truppe von sechs oder sieben Lehrern. Hinzu kamen noch Gastlehrer für die allgemeinbildenden Fächer der „Berufsausbildung mit Abitur“. Diese Ausbildungsform war gerade erfunden worden und hat sich im Laufe der Zeit sehr gut bewährt. Mathematik, was ja eigentlich mein Hauptfach war, wurde aber schon von „Kurt dem Recken“ unterrichtet, also blieben mir Physik und einige andere Fächer. So war das nun mal: Der junge Mann sollte erst einmal zeigen, dass man ihn nicht umsonst zum Studium delegiert hatte. Ich unterrichtete beispielsweise Elektrotechnik, die ja eigentlich nur ein Teilbereich des (für mich nun wichtigsten) Faches Physik war. Irgendwann in den ersten Wochen meines Lehrerlebens musste ich zwei Klassen mit Aufgaben versorgen, da ein Kollege fehlte. Ich behandelte gerade die Schaltung von Widerständen und zeichnete die ganze Tafel voll mit einer wilden Kombination, in der Hoffnung, dies würde die Schüler die Stunde über beschäftigen. Nach etwa zwanzig Minuten schaute ich wieder in der Klasse vorbei. Die Schüler hatten die Schaltung weitgehend vereinfacht und diskutierten nun miteinander, fanden aber keine Lösung. Also wollte ich ihnen „mal fix“ zeigen, wie man das macht. Aber: Ich kam auf die gleiche Schaltung – und fand auch keine Lösung. Peinlich. Die Schadenfreude der Schüler konnte ich gut verstehen, aber verbesserte meine Situation nicht. In der Pause nervte ich dann natürlich alle Kollegen mit der Aufgabe. Unser damaliger Abteilungsleiter, Norbert Harnack, fand als erster die Lösung und zeigte sie uns am

nächsten Morgen. Ich war froh, sie meinen Schülern präsentieren zu können. Von nun an war ich vorsichtiger beim Stellen von Aufgaben: Was man nicht genau weiß, sollte man nicht im Unterricht behandeln.

Natürlich habe ich mich noch öfter im Unterricht geirrt. Aber das hat auch sein Gutes. Man wird nachsichtiger mit Schülern, wenn man erkennen muss, dass man selbst nicht fehlerlos ist. Aber wer ist das schon? Nur die machen keine Fehler, die gar nichts tun. Zum Glück vergisst man Begebenheiten, die einem peinlich sind, meistens schnell. Oder besser: man verdrängt sie. Wie sollte man sonst leben. Weitere Unterrichtsfächer dieser ersten Jahre waren Technisches Zeichnen und Datenverarbeitungstechnik.

Ein ständiges Ärgernis für jeden Lehrer ist das häufige Zuspätkommen seiner Schützlinge. Wie kann man dem beikommen? Ich glaubte eine Zeit lang, eine gangbare Methode gefunden zu haben: Jeder Zuspätkommer musste eine Geschichte erzählen. Sie musste nicht wahr, aber interessant sein. Was wurde da nicht alles erzählt. Die Sache wurde anstrengend, denn es waren ja meist immer die gleichen Schülerinnen und Schüler, die sich eine ausdenken mussten. Mit der Zeit kam wirklich fast keiner mehr zu spät. Dann jedoch geschah es, dass ich selbst - das bisher einzige Mal - zu spät zum Unterricht kam. Wir wohnten damals in einer Neubauwohnung in Lichtenhagen. Als ich morgens die Tür aufschließen wollte, um wie immer frühzeitig zur Arbeit zu gehen, ging das olle Ding einfach nicht auf. Der Schlüssel war unbeweglich. Dummerweise hatte ich gerade am Abend vorher mein ganzes Werkzeug in den Keller gebracht und versuchte also, das Schloss mit Messern und Stricknadeln zu knacken. Mir lief der Schweiß. Hinter mir standen unsere beiden Mädchen mit ihren Ranzen auf dem Rücken und wurden ungeduldig. Auch sie wollten pünktlich zur Schule. Dann schaffte ich es doch irgendwie und baute noch schnell ein Ersatzschloss ein. Die Kinder kamen gerade noch rechtzeitig zur Schule, ich aber hatte einen weiten Weg und kam über eine halbe Stunde zu spät. Die Klasse freute sich und wollte nun von mir eine Geschichte hören. Ich erzählte die Wahrheit mit allen Details. Die Klasse glaubte mir nicht und meinte nur, ich hätte mir ruhig eine bessere Geschichte ausdenken können.

Trotz dieses Rückschlags gab ich mein Experiment noch nicht auf. Aber am Ende schlugen sie mich dann doch mit meinen eigenen Waffen und ich brach das Experiment als gescheitert ab. Und das kam so: Es war ein schöner Frühlingsmorgen, die Sonne begann gerade ihre tägliche Bahn, die Vögel zwitscherten und ich ging beschwingt und frohen Mutes in die 13. Klasse, um ihnen das wichtigste Fach - Physik - zu vermitteln. Die Stunde begann, alles ging seinen gewohnten Gang. Die Schüler waren verdächtig friedlich, aber selbst das kann mal passieren. Ich war nur etwas überrascht, dass eine Schülerin, die sonst nie fehlte, nicht anwesend war. Ihre Mitschüler wussten auch nicht, wo sie sein könnte. Das Mädchen erschien dann zum Beginn der zweiten Stunde. Als ich sie aufforderte, ihre Geschichte zu erzählen, schaute sie mich lächelnd an, zwinkerte mir vielsagend zu, kam etwas näher und sagte: „Aber Wilhelm, als wir gestern Nacht so schön an der Bar zusammen saßen, du mir Sekt spendiertest und so nett zu mir warst, hast du doch gesagt, dass ich heute ruhig später kommen kann. Kannst Du dich etwa...“ Das Einzige, was ich noch sagen konnte, war: „Schluss, aus, ab jetzt keine Geschichten mehr, nur noch die banale Wahrheit.“ Wie ich dann erfuhr, hatte die Klasse am Abend vorher ein Fest und dort hatten sie sich die Sache ausgedacht. Die Moral von der Geschichte: Schülern sollte man auch nicht zu viel beibringen.

Als Klassenlehrer versuchte ich, bis zum Ende des zweiten Lehrjahres alle Elternhäuser zu besuchen. Es musste damals über jeden Schüler eine ausführliche Beurteilung für dessen Studienbewerbung geschrieben werden. Die Besuche waren meist sehr interessant. Man verstand manche Reaktion des Schülers nach einem solchen Besuch besser. Natürlich war ein Blick ins Kinderzimmer

obligatorisch. Da hingen dann alle möglichen Größen der Schlagerszene an den Wänden. Plüschtiere und kleine Autos gab es auch – häufig war noch schnell etwas aufgeräumt worden. Oft jedoch herrschte in den Zimmern ein gemütliches Chaos. Man sah, dass hier ein junger Mensch lebte. Einmal allerdings kam ich zu einer Familie, bei der alles steril und eintönig war. Keine Bücher, nur alberne Drucke an den Wänden, die man in jedem Wartezimmer fand – und natürlich Römergläser im Glasschrank. Was mich aber wirklich erschreckte: Das Kinderzimmer sah genauso aus. Der Schüler war so wie die Wohnung: sauber, ordentlich, korrekt und phantasielos. Hoffentlich hat er eine Frau bekommen, die etwas Unordnung in sein Leben gebracht hat.

Im Unterricht habe ich mich gern mal vom eigentlichen Stundenthema ablenken lassen. Das hatten die Schüler natürlich schnell begriffen und nutzten jede mögliche Gelegenheit. Sehr geeignet für so eine Ablenkung waren beispielsweise Einstein, allgemeine Probleme der Physik, Boxen und Kunst, insbesondere die Malerei.

Wenn man so lange Lehrer ist, kommt man natürlich nicht umhin, auch mit Spitznamen belegt zu werden. Bei mir waren es ganz unterschiedliche, über all die Jahre hinweg. So wurde ich zum Beispiel „Strubbi“ genannt, was sich ja leicht aus meinem Namen ableiten lässt. Ich hab irgendwo in einem Wörterbuch mal gelesen, dass Strübing von „Strolch“, „Stromer“ kommt. In Thüringen ist „Strubig“ noch heute ein richtiges Schimpfwort. Andere Namen, die mir Schüler gaben, hingen mit meinem damals langen, roten Bart zusammen: „Karl Marx in Farbe“ und „Rostlocke“. In den letzten Jahren hatte ich wohl keinen Spitznamen mehr oder ich kenne ihn nicht.

Auf Klassenfahrten lernte man seine Schülerinnen und Schüler oft von einer ganz anderen Seite kennen. Ich habe eigentlich nur gute Erfahrungen gemacht, auf einer Rundreise Berlin – Kiew – Stalingrad – Moskau – Berlin ebenso wie während einer kleinen Bootsfahrt auf der Warnow, die sich allerdings eher als Überlebenstraining erwies. Wir waren ein verlängertes Wochenende Ende September unterwegs. Die Klasse hatte einen Kutter besorgt und wir wollten nur einige Stunden die Warnow aufwärts rudern, um dann in einer Touristenstation zu zelten. Geplant - getan. Morgens gegen acht Uhr ging es los. Es regnete zwar etwas, aber wir sagten uns optimistisch: „Wir wollen froh sein, es hätte noch viel schlimmer kommen können.“ Und wir waren froh und es kam schlimmer. Es fing immer stärker an zu regnen und aus dem Wind wurde ein kräftiger Sturm. Die sonst so friedliche Warnow hatte richtigen Wellengang, die Weiden am Ufer peitschten das Wasser. Wir sahen einen Baum ins Wasser brechen. Zurück wollten wir nicht, denn wir hatten sowieso keine trockenen Sachen mehr am Leib. Ich habe meine Schülerinnen und Schüler wirklich bewundert, wie sie sich bei diesem Wetter in die Riemen legten und durchhielten, bis wir das Ziel erreichten. Dort hatten wir dann alle Blasen an den Händen und unser Kreuz tat uns weh, von der ungewohnten Anstrengung. Keiner jammerte, keiner drückte sich. Da das Wetter sich nur geringfügig besserte, kehrten wir schon am nächsten Tag zurück. Wir haben alle überlebt.

Man kann nur für eine lange Zeit mit Freuden Lehrer sein, wenn man Kolleginnen und Kollegen hat, mit denen man sich versteht. Einer war für mich besonders wichtig: Kurt Burmeister, der Recke. Er war ein echter Freund, auf den man sich immer verlassen konnte. Ich habe ihm viel zu verdanken. Kurt war einer der besten Diskuswerfer der kleinen Republik und sollte Olympiakader werden. Dazu hätte er aber sein Studium unterbrechen müssen. Das wollte er nicht, also nix mit Olympia. Da er seine Geschichten nicht mehr erzählen kann, will ich es für ihn versuchen. Leider ist er schon mit 59 Jahren, viel zu früh, verstorben.

Kurt hat in Rostock studiert und hörte auch bei dem damals berühmten Professor Holzer Vorlesungen, von denen er mir oft erzählte. Professor Holzer war ein anerkannter Wissenschaftler, der besonders in der Zahlentheorie Beachtliches geleistet hat. Bevor er sich ganz dieser Wissenschaft verschrieb, arbeitete er zunächst als Lehrer. Offensichtlich machte er in diesem Beruf aber sehr

schlechte Erfahrungen, denn er beendete seine Vorlesungen stets mit dem Wahlspruch, oder besser dem Schlachtruf: „Kein Hüsung der Husaba!“ Dazu sprang er auf den Tisch, hakte die Daumen hinter seine Weste und streckte seinen Bauch heraus. Mit dem Spruch meinte er, dass ein Lehrer den Schülern – der hundsgemeinen Saubande – keinen fachlichen Angriffspunkt geben dürfe, also auf seinem Fachgebiet sicher sein müsse. Eine sehr vernünftige Forderung. Professor Holzer hatte aber so seine Eigenarten. So fuhr er beispielsweise, wenn er auf Reisen ging, nur mit den Zügen, deren Lok eine Primzahl als Kennnummer hatte. In den Vorlesungen schrieb er alles, was er sagte, auch an die Tafel – und zwar wörtlich. Wenn es etwa eine unbekannte Größe zu eliminieren galt, sagte und schrieb er: „Das verdammte  $x$  muss raus.“ Klingelte während einer Vorlesung in seinem neben dem Hörsaal befindlichen Arbeitsraum das Telefon, hob er die rechte Hand ans Ohr: „Ja, Professor Holzer, was wünschen Sie? Wer ist da?“ Dann schüttelte er den Kopf und fuhr in der Vorlesung fort. Seine Vorlesungen selbst waren wissenschaftlich exakt, wurden aber von der überwiegenden Mehrzahl der Zuhörer nicht verstanden. Dies lag sicher auch am Thema, denn die Zahlentheorie ist nun mal eine etwas sehr trockene Wissenschaft. Seine Vorlesungen waren immer überfüllt, aber viele kamen nur, um Professor Holzer zu sehen.

Kurt war etwa dreißig Jahre lang Lehrer. Er war für alle, die ihn kannten – und ihn kannten viele – der ruhende Pol. Er fiel allein schon durch seine Größe und seine athletische Figur auf. Wenn man mit Kurt durch die Stadt ging, brauchte man kein Gespräch anfangen. Man wurde ständig unterbrochen, denn Kurt musste in einem fort nach rechts und links grüßen. Natürlich hat auch Kurt mit Schülern einiges erlebt. Manchmal nutzten sie seine Gutmütigkeit aus. Leider konnte er nicht mit der Faust auf den Tisch hauen. Das Größte, was er in den Fällen sagte, war ein langsam gesprochenes: „Herrschaften, ich spring auf den Tisch.“

Einmal hatte eine Klasse eine Feier, ich glaube es war zu Weihnachten, denn es war Winter. Diese Feier fand in der Nähe des Hauptbahnhofs statt. Als sie zu Ende ging, stellte man fest, dass einer der Schüler sich sinnlos betrunken hatte. Er konnte nicht einmal mehr stehen. Alle waren schon gegangen und unser Kurt stand mit dem Burschen allein da. Der Schüler wohnte im Wohnheim in Schutow und Kurt musste ihn irgendwie dorthin schaffen. An ein Taxi war nicht zu denken, denn zu DDR-Zeiten ein Taxi zu bekommen, war auch unter normalen Umständen schon ein Glücksfall – und mit einem Betrunkenen aussichtslos. Was machte also Kurt, der Recke? Er lud sich den Burschen aufs Kreuz und trug ihn vom Bahnhof bis Schutow. Das sind so etwa sieben bis acht Kilometer. Und das auch noch quer durch die Stadt. Der Bursche schlief fest auf Kurts breitem Rücken. Unterwegs merkte Kurt dann auch noch, wie es feucht und warm auf seinen Rücken wurde. Der Junge hatte sein Wasser nicht halten können. Dergleichen konnte wirklich nur Kurt passieren, denn kein anderer wäre körperlich in der Lage gewesen, einen Menschen eine solche Strecke zu tragen.

Mit fünfundfünfzig ging Kurt dann in den Vorruhestand, aber seine Sprüche sind geblieben: „Häst all en Dannbohm?“ (dies fragte er spätestens zu Beginn des Schuljahres), oder: „De hätt woll noch nich schäten!“ (wenn einer zuviel Hektik verbreitete), oder „Goode Nacht!“ (wenn er in den Unterricht ging). Unvergessen auch sein: „Kast dat nocheis vertellen, dat hew ick noch nicht verstahn.“ Dies sagte er ganz trocken, wenn ein Kollege einen Witz erzählt hatte. Mancher Witz wurde erst dadurch zu einem.

Und dann, ich war gerade im besten Mannesalter, verhalfen mir unser damaliger Kaderleiter und die allwissende Partei, obwohl ich ihr nicht angehörte, zu einigen wichtigen Erfahrungen. Ich durfte zur Armee. Ich war fürchterlich sauer darüber, mit 34 Jahren doch noch eingezogen zu werden. Meine Frau und unsere beiden kleinen Töchter fanden das auch nicht gerade lustig, zumal ich extra in die Kampfgruppe unseres Betriebes eingetreten war – auf das Versprechen hin, dafür nicht zur

Armee zu müssen. Aber das half alles nichts: Es ging in die Kasernen, nach Drögerheide. Das liegt im Land der drei Meere: „Ein Waldmeer, ein Sandmeer, ein Nichtsmehr“. Und dieses „Nichtsmehr“ waren wir, die Soldaten. Die Dienstzeit war körperlich gesehen keine große Anstrengung, denn damals war ich noch einigermaßen sportlich. Aber psychisch hat sie mich doch erheblich belastet.

Und dabei hatte ich es noch sehr gut. Die Dienstzeit war für alle „ungedienten“ alten Hoch- und Fachschulabsolventen gerade erst auf drei Monate verringert worden und außerdem wurden wir in einer Kompanie zusammengefasst. Wir waren also unter uns. Die ebenfalls zur Kompanie gehörenden Gefreiten (die Entlassungskandidaten, kurz EK's genannt) waren die Fahrer und Schützen unserer Panzerwagen. Mit uns konnten sie ihre üblichen Spiele natürlich nicht machen bzw. gaben es nach zaghaften Anfängen gleich wieder auf. Auch unser junger Leutnant hat nicht versucht, uns zu ärgern. Er war gerade mit seiner Ausbildung fertig und die Armee hatte ihn noch nicht verdorben. Zum Beispiel klopfte er an, wenn er zu uns in die Mannschaftsunterkunft kommen wollte. Er saß nach Dienstschluss gern bei uns und hörte zu. Wir hielten es so, dass abends bei einer Tasse „Tee“ (Tee war manchmal auch drin) einer von uns über seine Arbeit im zivilen Leben redete. Das war meistens sehr interessant, zumal wenn man bedenkt, wer alles in unserem Zimmer „wohnte“. Da waren ein Mitarbeiter des Außenhandels, ein promovierter Physiker, ein freischaffender Graphiker, ein höherer Reichsbahnangestellter, ein promovierter Tierzüchter, ein Schulleiter aus Berlin, mehrere Ingenieure und ein Lehrer aus einer Berufsschule. Da wurden jeden Abend sehr lustige, aber auch interessante Geschichten erzählt. Zum Beispiel erfuhren wir von dem Außenhandelsmenschen die Hintergründe der Einführung des „Mixkaffee“. Er wurde letztendlich für das Scheitern dieses Projektes verantwortlich gemacht und zum Teehandel versetzt. Er konnte uns von jeder einzelnen Kaffeebohne sagen, aus welchem Anbaugebiet sie stammt. Der Tierzüchter war passionierter Jäger und hat uns mit Sicherheit manchen Bären aufgebunden, aber lustig war es immer. Schwierig war es mit unserem Eisenbahner. Er war immer stinksauer, wenn wir uns über die Reichsbahn lustig machten. Er hatte seinen Garten mitten zwischen den Gleisanlagen der S-Bahn am Ostkreuz von Berlin. Er war sozusagen Herr Reichsbahn persönlich. Uns ging es also eigentlich während der ganzen Zeit ganz gut, wenn man mal von den ständigen Wachdiensten absieht, zu denen man uns besonders an den Wochenenden heranzog. Wir Soldaten (zu mehr haben wir es während unserer Dienstzeit nicht gebracht) versuchten also, unsere Zeit bestmöglich zu überstehen. Ein Hilfsmittel für mich war dabei das Sammeln von Begriffen und Redewendungen der Soldaten, Unteroffiziere und Offiziere. Ich weiß nicht, wie das Leben in der Bundeswehr war und heute ist und es interessiert mich auch nicht besonders. Mir hat die NVA gereicht. Ich hoffe nur, dass es beim Bund zivilisierter zugeht und auch die Lebensbedingungen menschlicher sind als damals bei der „Fahne“.

Der Vater der Physikmethodik in Berlin, Professor Haspas, wies bei seinen Vorlesungen immer wieder darauf hin, dass in jeder Physikstunde ein Experiment gemacht werden sollte. Eine sehr gute Forderung. Professor Haspas war, wie fast alle Methodiker aller Fächer, ein verhandelter Lehrer. Diese Damen und Herren fingen alle mal mit Begeisterung als Lehrer an und wollten die Welt durch Erziehung verändern – bis sie sind dann doch sehr bald an ihren eigenen hohen Ansprüchen scheiterten - und ... Methodiker wurden (so wie ja auch Professor Holzer). Oder wie, ein anderer sagte: „Wer es kann, macht es, wer es nicht kann, lehrt es, und wer nicht weiß, worum es geht, verwaltet es.“ Dies führt uns zum Thema elektrischer Stromkreis. Um den Schülerinnen und Schülern nahezubringen, wie sich ein stromdurchflossener Leiter fühlen muss, baute ich zur Einführung in die Unterrichtseinheit einen Stromkreis aus organischem Material auf. Dazu musste ein Schüler an den einen Pol der Influenzmaschine anfassen. Dann gaben sich die Schüler die Hände und bildeten damit einen zunächst noch offenen Stromkreis. Ich fasste den anderen Pol der Maschine

an. Dann wurde die Maschine in Betrieb gesetzt. Es entstand eine relativ hohe Spannung im Bereich von 60 kV. Natürlich wies ich fürsorglich darauf hin, dass dieses Experiment nicht ganz ungefährlich sei. Außerdem redete ich beruhigend auf meine Schüler ein: Sie müssten keine Angst haben, denn bisher hätten fast alle dieses Experiment überlebt. Trotzdem verließen immer einige nach diesen Sprüchen den Stromkreis. Na gut. Wenn er dann endlich fertig und die Spannung erzeugt war, gaben der letzte Schüler und ich uns die Finger und schlossen damit den Stromkreis. Häufig fragten mich Kollegen nach solchen Stunden: „Haste wieder den Stromkreis gemacht?“ Der Aufschrei der Schüler und besonders der Schülerinnen war aber auch zu schön. Wie gesagt: Bisher haben alle dieses Experiment überlebt.

In den vielen Jahren, in denen ich unterrichtete, habe ich natürlich auch einiges ausprobiert. Am effektivsten war aber immer noch der Frontalunterricht, wenn er durch entsprechende Schülerübungen und Experimente unterstützt wurde. Wenn man allerdings immer nur Vorträge hält, denken die Schüler auch nicht mehr mit und nehmen alles als gegeben hin. Sie glauben uns langsam alles, egal was für einen Unsinn wir erzählen. Um dieser Leichtgläubigkeit entgegenzuwirken, ärgerte ich über viele Jahre hinweg die Schüler mit einem Experiment zum Thema Optik: Nachdem wir die Strahlenoptik kurz und die Wellenoptik ausführlich behandelt hatten, begannen wir mit der Quantenoptik – und hierbei üblicherweise mit dem Fotoeffekt. Darunter versteht man das Auslösen von Elektronen aus Metalloberflächen durch Licht. Dies wurde zunächst gezeigt, danach erklärte ich den Vorgang mit dem Wellenmodell des Lichtes. Licht ist, wie vorher ausführlich besprochen, eine elektromagnetische Welle. Fällt also Licht auf eine Metallplatte, ändert sich das Magnetfeld um die Platte herum. Dadurch wird in dem Metall eine Spannung induziert. Dies bedeutet, dass die Elektronen verschoben werden. Bei ausreichender Intensität des Lichts können die Elektronen sogar so stark verschoben werden, dass sie die Metalloberfläche verlassen. Manchmal erklärte ich den Fotoeffekt auch mit Hilfe der Resonanz. Dazu erfand ich eine Eigenfrequenz der Elektronen. Wenn diese mit der Frequenz des eingestrahlt Lichtes übereinstimmt, kommt es zu besonders starken Schwingungen und die Elektronen werden herausgeschleudert. Nach diesen Erklärungen wurden Schlussfolgerungen gezogen. Bei der experimentellen Überprüfung stellte sich dann heraus, dass die Schlussfolgerungen in der Wirklichkeit nicht auftraten. Es ergaben sich vollkommen andere, mit dem Wellenmodell unvereinbare Abhängigkeiten. Damit erwiesen sich sämtliche Erklärungen als falsch. Inzwischen hatte ich den Schülern aber etwa eine Seite diktieren lassen. Wenn ich ihnen nun sagte, dass der Fotoeffekt nicht mit dem Wellenmodell erklärbar sei, warfen sie nicht selten ihre Schreibgeräte hin und streikten. Das war ziemlich gemein: erst hatte ich ihnen eine Erscheinung so schön anschaulich erklärt und alles so logisch abgeleitet und nun erwies sich plötzlich alles als Unsinn und die Erklärungen als meine Erfindung statt, wie sonst, die Erkenntnis großer Geister. Dass ein Lehrer seine Schüler so beschwindelte, war für einige Schüler ein echter Schock. Ich versuche sie mit der Erklärung zu trösten, dass ich mich auch nicht leiden könne, aber auch das half nicht viel – sie waren echt sauer. Wenn ich dann die Erklärung des Fotoeffektes mit Einsteins Lichtquantenhypothese durchsprach, verstanden sie, warum ich das ganze Theater veranstaltet hatte. So zumindest meine Hoffnung. Zweifel kamen regelmäßig dann auf, wenn bei der nächsten Kontrollarbeit ein oder zwei Schüler dann doch meine wilde Theorie zur Erklärung des Effektes benutzen. Sie musste also doch sehr einprägsam gewesen sein. Oder waren die Burschen nur in der Mitte der Stunde eingeschlafen?

Über die Abschlussfeiern nach dem Abitur kann man auch eine Menge Geschichten erzählen. Es waren fast immer sehr schöne Feiern. Die Schüler bedankten sich bei ihren Lehrern, nutzten die Gelegenheit aber auch um deren Schwächen zu karikieren. Meistens geschah dies in scherzhafter, gut gemeinter Art. Denn natürlich hat jeder Lehrer seine Macken und Schwächen. Die Schüler haben ja nichts anderes zu tun, als uns die ganze Stunde zu beobachten. Der alte Spruch: „Ein

Lehrer kann alles machen, er muss es nur begründen können" gilt allerdings nicht für sein Verhalten vor der Klasse. Wenn man vor den Schülern bestehen will, muss man wahrhaftig sein, sich so geben, wie man ist. Man kann sich nicht immer verstellen, das merken die Schüler sofort.

In der Regel bekommen alle Lehrerinnen und Lehrer von den Schülern zu Beginn der Abschlussfeier Blumen und der Klassenlehrer ein Geschenk. Als vor vielen Jahren eine meiner Klassen ihre Abschlussfeier hatte, musste auch ich nach vorn kommen, um dort ein Abschiedsgeschenk in Empfang zu nehmen. Mehrere Schüler schleppten ein riesiges Paket von etwa anderthalb Metern Höhe herein. Schön groß geschrieben stand darauf: „Nun pack mal aus, Strubbi!!!“. Zunächst war ich natürlich rat- und sprachlos, aber ich fing tapfer lächelnd mit dem Auspacken an. In dem großen Karton waren Papier und ein zweiter Karton und in diesem wieder Papier und ein weiterer Karton – und so ging das weiter. Alle Schüler und Eltern standen um mich herum und freuten sich. Ergänzend dazu gab es aufmunternde Sprüche, wie etwa: „Geht das nicht schneller, wir haben heute noch mehr vor!“ oder „Haben Lehrer nichts anderes zu tun, als leere Pakete auszupacken?“ Ich glaube, dass ich von meinen Kolleginnen und Kollegen nicht beneidet wurde, aber helfen durften sie mir nicht. Ich hatte meinen feinsten Zwirn an und fing langsam an zu schwitzen. Ich hatte schon eine ganze Pyramide aus Kartons hinter mir aufgebaut und es ging immer noch weiter. „Wollen die Burschen dich am letzten Tag noch veräppeln?“, fragte ich mich besorgt. So waren sie aber eigentlich nicht. Also weiter lächeln und auspacken. Zum Schluss blieb eine kleine Schachtel übrig und darin war - der damals beste wissenschaftliche Taschenrechner unserer kleinen Republik. Merke: Nie die Hoffnung aufgeben, bevor man in die letzte Kiste geschaut hat. Die Schüler erzählten mir später, dass der Rechner schwer zu beschaffen war. Einer von ihnen hatte sich extra in dem Geschäft eine Freundin angeschafft, um ihn zu bekommen. Ich arbeite noch heute mit dem schönen Stück und denke dann gerne an die Klasse, die ihn mir schenkte. Noch etwas zum Thema „Rechner“. Während meiner Studienzeit hörten wir Vorlesungen über ALGOL (von ALGORithmic Language). ALGOL ist eine Programmiersprache, die besonders für mathematische Probleme geeignet ist, heute aber wohl keine Bedeutung mehr hat. Manchmal durften wir auch am ZRA1 kleine Programme erproben. Der ZRA 1 (Zentralrechner 1) war ein mit einigen Tausend Röhren arbeitendes Heizkraftwerk, das rechnen konnte. Die dazugehörige Klimaanlage war fast größer als der Rechner selbst. Jeder Taschenrechner hat heute einen wesentlich größeren Speicher und ist um ein Vielfaches schneller als unser guter ZRA1. Die Programme wurden auf Lochkarten übertragen, wobei wir noch jedes Loch einzeln stanzen mussten. Manchmal funktionierten unsere Programme sogar – und manchmal auch der Rechner.

Bis Anfang der 1980er Jahre wurden die numerischen Lösungen von Aufgaben in der Schule mit dem Rechenstab durchgeführt. Ein solches Gerät gibt bei richtiger Handhabung immer nur Ziffern an, nicht die Zahl selber. Man muss durch Überschlagsrechnung die Größenordnung der Zahl ermitteln. Außerdem kann man mit einem Rechenstab nicht addieren und subtrahieren. Mit unseren heutigen Hilfsmitteln sparen wir uns viel Rechenknechtarbeit. Dies mag mancher bedauern, denn im Kopf rechnen kann heute fast kein Schüler mehr – und wohl so auch mancher Lehrer. Wenn man aber genau hinsieht, nimmt uns ein elektronischer Taschenrechner nicht das Denken ab, sondern hilft uns Rechnungen durchzuführen, von denen wir in unserer Studienzeit zwar wussten, die wir aber wegen des Aufwandes nie durchführten.

Durch den Rechner können wir uns mehr auf das Wesentliche der Probleme konzentrieren – lösen müssen wir die Aufgaben trotzdem selber. Die Fehler, die bei den numerischen Lösungen gemacht werden, sind heute die gleichen wie in den ersten Jahren meiner Lehrtätigkeit. Zum Beispiel musste fast jeder meiner Schüler im Abschnitt „Gasgesetze“ die Masse des Gases in einer Glühlampe berechnen. Die Rechnung ergibt etwa 1,3mg. In jedem Jahrgang fanden sich zu meiner „Freude“ zwei bis drei Schüler, die für die Masse einen Wert von einigen Kilogramm erhalten. Das

war damals mit dem Rechenstab so und ist es auch bis heute. Der Rekord steht übrigens bei 1,3 Tonnen. Der Fehler, der bei solchen Ergebnissen gemacht wird, ist nicht weiter schlimm. Schlimm ist nur, wenn das Ergebnis nicht kritisch betrachtet wird und nicht wenigstens Zweifel ob der Richtigkeit angemeldet werden. Denn dann muss ich mich fragen: Was mache ich immer noch falsch, dass es auch nach Jahren noch so ist?

Mit dem Computer habe ich mich erst sehr spät angefreundet, und dies obwohl ich in meinem ersten Jahr die „Grundlagen der Datenverarbeitungstechnik“ unterrichtete. Es ging um den grundsätzlichen Aufbau von Datenverarbeitungsanlagen, um PAP's und besonders natürlich um die Boolesche Algebra. Aber schon nach einem Jahr wurde für dieses Fach ein neuer Kollege eingestellt und von da an war Physik für mich das wichtigste Fach. Erst fünfundzwanzig Jahre später fing ich an, mich wieder mit dem Thema zu beschäftigen, nun aber als Anwender. Und da man den PC nur durch learning by doing – wie es so schön auf Neuhochdeutsch heißt – begreift, setzte ich mich also hin und schrieb meine ganzen Aufzeichnungen zum Physikunterricht neu.

Sicher könnte man noch einiges erzählen, insbesondere über die Geschehnisse während des politischen Umbruchs von 1989/90, über unsere „Runden Tische“ und über den Aufbau unserer neuen Schule. Aber das ist eigentlich die Aufgabe des Mannes, der den größten Anteil daran hatte: unseres Schulleiters Rüdiger Pannwitt. Ich selbst möchte mich auf meine alten Schulgeschichten beschränken. Dabei ging es natürlich nicht immer so friedlich und lustig zu, wie ich es versucht habe zu erzählen. Es gab auch manchen Ärger, es gab Kummer und es gab traurige Ereignisse, aber das sind andere Geschichten. Bis jetzt hat noch immer die Hoffnung gesiegt. Aber meine Schulzeit ist nun zu Ende